

### **3. Kippfiguren**

#### **Vom Teufel im Detail mit dem Kaleidoskop\***

---

Die europäische Hauskatze (*Felis domestica*) gehört der Ordnung der Raubtiere (*Carnivora*) und absteigend in der Systematik genauer der Familie der Katzenartigen (*Felidae*), der Unterfamilie der Echten Katzen (*Felinae*), der Gattung der Kleinkatzen (*Felini*), der Art der Wildkatzen (*Felis silvestris*) und schließlich der Unterart der Nubischen Falbkatzen (*Felis lybica*) an, deren domestizierte Form sie darstellt – wiewohl dem Laien gelegentlich Zweifel kommen, ob er das Tier, das wohlig schnurrend und scheinbar Zuwendung suchend seine Beine umstreicht, tatsächlich als »gezähmt« betrachten darf; es gibt Fälle, die einen anderen Eindruck erwecken.

Trägt dies jemand öffentlich vor, sind sich auch diejenigen, die ihm nicht ins Gesicht sehen, sicher, daß er die Lippen, in geringerem Maß auch den Unterkiefer bewegt. Die ersten drücken, in bestimmten Zusammenhängen, wieder auch Zuwendung aus, letzterer eher in Ausnahmefällen. Mit ihm hat es eine ernstere Bewandtnis, von der noch die Rede sein wird. Jedenfalls aber ist man sich einig, daß er ein Teilelement des Mandibularbogens, dieser selbst einen Teil des *Viscerocranums*, das heißt des Kiefern- oder Gesichtsschädels bildet.

Aus Feststellungen wie diesen schöpfen wir die Gewißheit, daß alles in der Natur Bestandteil eines Systems ist, in dem ihm Genese, Form, Eigenschaften, Funktion usw. seine bestimmte Stelle, Bewegungsweise und Wechselwirkung mit anderen zuweisen. Je besser das verstanden und je eindeutiger es definiert ist, desto verlässlicher läßt sich damit umgehen, auch in prognostischer Hinsicht. Inwieweit es sich dabei um »Natur« oder menschliche Setzung handelt, mag vorläufig dahingestellt bleiben.

\* Das folgende Kapitel stellt die überarbeitete und erweiterte Fassung eines Textes dar, der erstmals unter dem Titel »Der Teufel im Detail. Systemfragen der Anomalistik« in der Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie 36, 3-4 (1994): 163-175, erschien.

Doch liegen in Fällen wie den genannten unstreitig *idealisierende* Simplifizierungen vor, typische Beispiele des für manche anrüchigen reduktionistischen Zuschliffs, der Katze und Kinnlade wie »eingefroren« erscheinen läßt. Unter gewissen Bedingungen indes weichen die harten Konturen auf. Eine Katze ist sowohl Haus- wie Raubtier, während die *Mandibula* je nach Form und Ausmaß im Verhältnis zum restlichen Gesichtsschädel schön oder abstoßend anmuten, ja im Rahmen eines Boxkampfs ein gesuchtes Angriffsziel darstellen kann. Kein Vorstellungsgegenstand existiert, der nicht immer auch Teil anderer, ja mehrerer Ordnungssysteme wäre und diese dadurch miteinander verbindet, bis hinauf zu kaum noch bewußt wahrgenommenen Zusammenhängen. In allen kommt er vor – aber unter verschiedenen, wenn man so will »optischen« Aspekten, die ihm seine je konkrete Positionierung im System verleihen.

Richtet ein Zahnmediziner sein Auge auf den Unterkiefer eines Patienten, folgt er (gewöhnlich) seinen professionellen Interessen; mögliche ästhetische oder sportliche Gesichtspunkte treten dabei in den Hintergrund, ja sinken vielleicht vollends unter den Horizont seiner Aufmerksamkeit ab in die »Transzendenz« des Augenblicks. Dort existieren sie *potentiell* fort. Verläßt der Arzt die Praxis und tritt daheim seiner Frau gegenüber, können sie, je nach Verhältnis und Stimmungslage beider, gleichsam »schlagartig« *aktuell* werden, während gleichzeitig die professionellen Aspekte verblassen.

Ein Patient würde es für befremdlich halten, wenn sich sein Zahnarzt, während er mit gemischten Gefühlen im Behandlungsstuhl liegt, nicht für den schmerzenden Zahn, sondern die Proportionen seines Unterkiefers im Verhältnis etwa zur Nase oder Augenpartie des Gesichtsfeldes interessierte. Katzenbesitzer in städtischen Milieus zeigen sich irritiert, wenn ihre verschmusten Tiere erbeutete Mäuse mit scheinbar sadistischem Behagen langsam zu Tode quälen. Doch würde es sich in beiden Fällen immerhin noch um sanfte Anomalien handeln. Auch der Zahnarzt ist »nur ein Mensch«, und eigentlich weiß man ja, daß Katzen auch Raubtiere sind. Die betroffenen Zuordnungssysteme zählen noch zur Welt des Vertrauten. Der kurze Schock entstand dadurch, daß sich eine der gegebenen latenten, das heißt für den Augenblick »transzendenten« Potentialitäten überraschend aktualisierte, weil sich der Geschockte noch in einem Zusammenhang wähnte, in dem sie gewöhnlich nicht in Erscheinung treten. Zwei Systeme überschnitten einander.

Ein Extremfall wäre gegeben, wenn sich etwas ereignete, das offensichtlich einem dem Betroffenen völlig unbekannten Bedeutungszusammenhang, sozusagen einer fernen »Transzendenz«, entstammte und daher »exotisch«, wenn nicht stark schockierend erschiene. Man stelle sich beispielsweise vor, jemand sucht einen Zahnarzt auf und bemerkt, daß er eine polierte und kunstfertig mit Einritzungen ornamentierte menschliche *Mandibula* um den Hals trägt. Auf den fragenden Blick des Patienten hin erläutert der Arzt nicht ohne Stolz, es handle sich um die

Kinnlade eines Kollegen, den er erschlagen und aus dessen Schädel er die Knochenpartie gelöst und entsprechend bearbeitet habe, um sie fortan als Trophäe seines Triumphes zu tragen.

Dies hat es tatsächlich gegeben. Es war in nicht wenigen traditionellen Kulturen, und namentlich unter Kopfjägern, Brauch.<sup>1</sup> Denn mehr noch als der Schädel galt speziell der Unterkiefer des Menschen als im höchsten Maße *lebenskrafthaltig*, ja gelegentlich als Sitz des Lebens selbst<sup>2</sup> – ihm entsproßen die ersten Zähne und später, bei Männern, teils auch älteren Frauen nach Eintritt der Menopause, das Barthaar: beide ihrerseits hochpotenzierte Lebenskrafträger. Man ließ ihm daher schon seit den ältesten Zeiten, hinaufreichend bis zu den Neandertalern, bei Bestattungen oftmals eine Sonderbehandlung zuteil werden<sup>3</sup> oder trug die – besonders hergerichteten – Kinnladen seiner Vorangegangenen lebenslang am Leib<sup>4</sup>, nicht eigentlich aus Pietät, sondern mehr als magisches Stärkungs- und Schutzmittel, also als Talisman wie Amulett.

Der behandelnde Arzt hätte das Brauchtum während eines »aktiven Abenteuerurlaubs« liebgewinnen und mitgebracht haben können. Dem Patienten müßte der Anblick, falls er nicht gerade Ethnologe wäre, als eine *robuste* Anomalie erscheinen, zumal ihre Reproduzierbarkeit zumindest in Frage stünde. Erst durch die Erläuterung gewinne das ungewöhnliche Schmuckstück, wenngleich nur gedanklich in seinen ursprünglichen Zusammenhang zurückversetzt, den Anschein von Normalität.

Es hätte also in diesem Fall noch eine Möglichkeit des Verständniszugangs bestanden. »Robust anomali« mutet ein Phänomen an, wenn es am *transzendenznahen* Horizont des Vertrauten, wie in traditionellen Kulturen, deren Begründungszusammenhänge nicht hinreichend bekannt sind, gesichtet oder von dort in die eigene Bedeutungs- und Sinnwelt versetzt wird, in die es *nicht paßt*. Allerdings ist der Effekt in der Regel befristet. Anomalien stören und stoßen auf eine geringe Toleranzbereitschaft. Naivlinge und Gelehrte beginnen, beide auf ihre Weise, erbarunglos am Räderwerk der Integrationsmaschinerie zu drehen. Vermutungen werden laut, Skepsis regt sich, Erklärungen fräsen die kantigen Konturen des unwillkommenen Sperrguts weich, schmelzen es unter Umständen gar den bekannten Gußformen ein.

Doch ist der Prozeß nicht risikofrei. Auf dem Weg vom bizarren Halsschmuck zum schieren ethnographischen »Kulturelement« aus fernen Breiten, zum Museumsstück oder Gegenstand der vergleichenden Anatomie durchläuft der Knochen eine *Übergangsphase der Unbestimmtheit*, in der er voll weder das eine noch schon das andere ist: Er durchbricht die Grenzen gleich mehrerer Zuordnungssysteme. Die ursprünglichen Bindungen lösen sich, gleich Sehnen; der Gewebskörper »schwimmt« wie auf Wellen, getrieben von wechselnden Strömungsimpulsen, »eckt« verschiedentlich »an«, wobei dann latente Eigenschaften oder »Aspekte« plötzlich quasi »aufleuchten« können, um gleich darauf wieder ins Dunkel zurückzutreten. Andere Zusammenhänge kommen ins

Spiel, werden gewissermaßen »abgetastet«. Mal erscheint das Objekt als unappetitliches Knochenfragment eines längst vermoderten Leichnams, mal als Amulett, Relique oder eine Art »Fetisch«, mal als Besonderheit des »Kopfjagdkomplexes« primitiver Agrarkulturen. Die Katze, eben noch verschmust und possierlich, enthüllt unerwartet ihre Raubtiernatur oder springt plötzlich aufs Fensterbrett, wölbt fauchend den Buckel und nimmt, als schwarze Silhouette bedrohlich sich abhebend vor dem im Licht des Vollmonds fahl strahlenden Nachthimmel, unversehens die Verkörperungsform einer Hexe an. Beim Passieren derartiger sogenannter quasi-chaotischer »Phasenräume«<sup>5</sup> ständig gebrochener Wellenfelder von Bedeutungszuweisungen beginnen die Phänomene *semantisch zu »oszillieren«*. Eindeutige Zuordnungen oder gar Prognosen erscheinen da kaum mehr möglich.<sup>6</sup> Katzen und Kinnladen werden beim Deutungsdurchlauf verbogen, geknickt und gebrochen, wie Licht, das ein durchlässiges Medium passiert. Ihre verschiedenen potentiellen, dabei abwechselnd »aufleuchtenden« Eigenschaften »zersplittern sich« gleichsam<sup>7</sup> im Prisma der Interpretation, verselbständigen sich teils und streben dann singulären Zuständen zu – das heißt werden zu *robusten Anomalien*.

Den großen Erwartungen, die vielfaltsfreudige Jünger postmoderner Weltoffenheit daraus schöpfen könnten, hat die Natur jedoch Grenzen gesetzt. Sicherlich bewegen wir alle uns mehr in Phasenräumen, als uns lieb sein kann. Ein ganz gewöhnlicher Hochschullehrer mittleren Alters kann sich zum Beispiel auf seinem Weg von der Wohnung zum Hörsaal vom Gatten und Vater zum Verkehrsteilnehmer, Unfallopfer, Käufer, »Prof«, Idol oder Langweiler, zum »Chauvi«, Entertainer oder (bei Anfängerveranstaltungen) gar zum »Grufti« verwandeln – und das vielfach unvorhersehbar, je nach Wetter, Verkehrssituation, dem eigenen Befinden, der Zusammensetzung der studentischen Hörerschaft usw. mehr. Doch wo Unwägbarkeit verunsichernd waltet, »wächst«, wie Hölderlin weiland hoffnungsvoll sang, »das Rettende auch«: Gesicherter wissenschaftlicher Erkenntnis nach streben auch chaotische Zustände gewöhnlich »einem stabilen Gleichgewicht zu«.<sup>8</sup> Der Mensch lebt ungern mit Widersprüchen, zumal als Gelehrter. Der Ethnologe dezidiert, die »im Feld« dem Wilden entwendete Kinnlade als Relique oder Trophäe einzustufen. Sie ist darauf wieder zur Ruhe gekommen; Gleichgewicht hält sie im Lot. Sie hat einen festen Platz in *einem* von mehreren möglichen Systemen gewonnen. Hier lässt sie Schlussfolgerungen, ja selbst Prognosen zu. Aus alledem sollte sich ableiten lassen:

1. Besonders ungewöhnlich, »exotisch« anmutende Phänomene entstammen *fernen* Zusammenhängen. Auf dem Weg der Erklärung verlieren sie an Fremdartigkeit, weil sie mit fortschreitender Annäherung immer bekanntere Sinnsysteme durchlaufen; ihre »Brekungen« flachen gewissermaßen ab, bis sie zuletzt eingepaßt und Teil der Endowelt sind – oder umgekehrt: Ein Phänomen gewinnt mit wachsen-

der Entfernung, proportional zur Anzahl der passierten Systeme und entsprechend den zunehmenden Brechungseffekten, an Fremdartigkeit; es strebt dem Zustand der *Singularität*, also extremer Anomalität zu.

2. Während des Durchlaufs im »Phasenraum« *destabilisieren* sich die Strukturen, können unerwartet – und entsprechend kaum prognostizierbar – wechselnde Aspekte der Phänomene ins Licht treten, flüchtig und fließend, wie schwingend auf unsichtbaren interferierenden Wellen.
3. Die Instabilität der Übergangsphase und damit die stete Möglichkeit überraschend auftretender »Ereignisse« wächst mit der Zahl der miteinander verschränkten Systeme. Theoretisch könnten es beliebig viele sein, in der Breite ebenso vielfältig vernetzt wie vertikal verschachtelt bis in unergründliche Höhen und Tiefen. Und in den zahllosen Verwinkelungen und Nischen dazwischen nisten die trickreichen Teufelchen, die Zweifel und Widersprüche säen und der Gelehrtenchaft mit Regelabweichungen und Anomalien, spukhaften Zufällen, paradoxen Erfahrungen, Wahrträumen, Visionen und dergleichen mehr Schauder einflößen.
4. Sind die betroffenen Systeme weitgehend bekannt, lassen sich die aberrierenden Phänomene, beziehungsweise die Beugungseffekte, denen sie unterlagen, über kurz oder lang identifizieren, das heißt »befriedigend« erklären.
5. Treten *extrem fremdartige* Phänomene, also *absolute* Anomalien, auf, liegt die Annahme nahe, daß sie sowohl *sehr* fernen als auch *ganz und gar* unbekannten »Hintergrundsystemen« oder *Transzendenzen* entstammen, entweder, räumlich-metaphorisch gedacht, von jenseits des Horizonts, aus unvorstellbaren Höhen oder unergründlichen Tiefen herührend, sowie, dies vielleicht die wichtigste Voraussetzung, daß sie *ungebeugt* die Systemfluchten passierten, also gleichsam »masselos«, das heißt psychischer, beziehungsweise *spiritueller* Natur sind.

Letzteres dürfte der seltenere, wenn nicht der Ausnahmefall sein. Er setzt einen Zustand voraus, in dem zumindest das Wachbewußtsein, das von Erfahrungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen gleich einer Abstellkammer vollgestellt ist, sozusagen im Schatten liegt und nur wenig Licht hat. Denn wäre es anders, könnten extreme Fremdphänomene als solche gerade nicht in Erscheinung treten, da die Vielzahl der Brechungen auf dem Weg bis zur Wahrnehmung sie bereits zugeschliffen und ihnen das absolut Unvertraute genommen hätte. So gesehen, ließe sich annehmen, daß uns durchaus »Signale« aus sehr »fernen« und unbekannten Systemzusammenhängen erreichen könnten, die wir aber aufgrund unserer spätestens seit der Neuzeit vielleicht zu einseitig fixierten und verengten Sicht- und Erkenntnisorientierung als solche gar nicht (mehr) wahrzunehmen imstande sind.

»Robuste« Anomalien hingegen entziehen sich auch unserem Wachbewußtsein nicht, im Gegenteil: Sie röhren es auf, jagen uns unter Umständen Entsetzen ein. Sie besitzen zwar extrem ungewöhnliche, das heißt *annähernd* singuläre Eigenschaften, aber doch nur annähernd, weil sie, wie Psi-Phänomene zum Beispiel, durchaus *wiederholt* auftreten können – was im übrigen für ihre systemische Herkunft spricht und eine Erklärung, auf welchem Wege auch immer, theoretisch denkbar erscheinen lässt. Vergegenwärtigt man sich die Fülle möglicher Systemfelder in der Natur – und *jedes*, auch ein bloß imaginiertes Phänomen, gehört, wie schon gesagt, irgendeinem Ordnungszusammenhang an – darf vorausgesetzt werden, daß es auch absolute Anomalien geben *muß*: Nicht dies, sondern die gegenteilige Annahme wäre extrem unwahrscheinlich. Sie treten, als Fremdphänomene eben, »*spontan*« in einem vertrauten Ordnungszusammenhang auf und gehen hier entsprechend »exotische« Korrelationen ein, das heißt lösen Wechselwirkungsprozesse aus, die sich konventionellen Erklärungsmustern konsequentermaßen entziehen.<sup>9</sup>

Fassen wir noch einmal den Unterkiefer ins Auge und folgen ihm in Gedanken auf seinem Weg vom anonymen Skelettelement des Mandibularbogens der Vertebraten bis ins Dämmerlicht eines melanesischen Männerhauses an die haarige Brust eines ehrwürdigen Alten: Absinkend gleichsam aus der Stratosphäre des Allgemeinen, hat er durch fortschreitende *Differenzierung* (oder »Beugung«) zuletzt seine *konkrete* Gestalt und Bedeutung als Ahnenreliquie gewonnen; er ist vielleicht schöner, aber auch irgendwie »kleiner« geworden. Eine Katze sind wir gewohnt, zusammengerollt auf dem Sofa liegen zu sehen. Doch ließe sich immerhin vorstellen, daß sie sich gähnend reckt, erhebt und aufsteigt über alle Schranken der zoologischen Taxonomie hinaus bis ins Reich der Raubtiere. *Sie* hätte damit makroskopische Dimensionen gewonnen, würde irgendwie »größer« erscheinen.

Derartige Systemdurchläufe, verfolgt von einem ruhenden Betrachtungspunkt aus, lassen sich daher entweder, in Richtung auf den Beobachter zu, als fortschreitende Differenzierungs-, unter Umständen auch Sezierungsprozesse oder, vom Betrachter fort, als stetige, durch Kombination und Vervielfältigung angetriebene Weiterungen begreifen. Wir könnten, unserer leidenschaftlichen Erkenntnissucht nachgebend, die Kinnlade auch bis in letzte, kleinste Partikel zerschlagen und die Katze immer weiter aufblasen zum Wirbeltier, Lebewesen, Stoff usw., bis sie zuletzt aufginge im Universum. Doch würden dabei, Schritt um Schritt, wichtige Zusammenhänge und Eigenschaften verlorengehen. Mit der Konzentration auf den letzten Knochensplitter unter dem Mikroskop sänke die *Mandibula* als Ganzes, mehr noch die Bedeutung, die sie etwa als Reliquie oder Trophäe besitzt, unvermeidlich unter den Horizont der Wahrnehmung ab, wie der erweiterte Blickwinkel, der die »Katzenartigen« (*Felidae*) anvisierte, die konkrete Katze auf dem Schoß zum Verschwinden brächte.<sup>10</sup> Einigermaßen gestalscharf und verlässlich nehmen wir allein unsere

eigene vertraute, »mesokosmische« Endowelt, das heißt immer nur begrenzte Bereiche »mittlerer Dimensionen« wahr.<sup>11</sup> Jeder »Fort-Schritt«, der darüber hinaus führt, lässt hinter uns Land zurück, dessen Konturen sich in der Erinnerung allmählich verlieren, das eines Tages vielleicht vollends in Vergessenheit gerät. Schritte man rüstig bis ans Ende, gelangte man zuletzt entweder zum Kleinsten oder Größten schlechthin: Ratlos, unter Umständen zutiefst durchgraut, sähe man sich echten Singularitäten, das heißt *absoluten Anomalien* gegenüber, die als solche wahrhaft *unfaßbar* sind.

Der Weg führte jeweils vom wohlfühligen Vertrauten mittlerer Dimensionalität in die Kälte des Unbekannten. Und wer immer ihn geht, *verwandelt* sich, durchläuft eine Metamorphose schrittweiser *Inversion*: Er schrumpft oder wächst, wird krank oder gesund, zum Wilden oder Zivilisierten, je nachdem, welche Richtung er einschlägt. In beiden Fällen stößt er in zunehmendem Maß auf Anomalien, breitet sich fluktuierende »Unbestimmtheit« aus, erwarten ihn am Ende Singularitäten.

Doch die Reise hielte noch eine weitere Merkwürdigkeit bereit. Zwischen den einzigartigen Eckgrößen des Kleinsten und Größten besteht eine Beziehung. Ersteres scheint immer »unter« oder »hinter« uns, letzteres »vor« uns zu liegen. Elementarteilchen verbinden sich zu Atomen, die sich zu chemischen Elementen und Molekülen zusammenschließen. Aus Einzellern wurden in Jahrmillionen hochkomplexe Organismen; den primordialen »Urhorden« winkte schon in der Wiege das Los, eines Tages in Stammes- und Stadt-, schließlich in staatlichen Großgesellschaften aufzugehen. Zwei als solche *unerklärliche* Singularitäten am Anfang und Ende der Wegstrecke verbindet eine *erklärtermaßen qualitative* Beziehung – die Fiktion der Evolution, kein Natur-, sondern ein Kulturprodukt, entstanden in der mesokosmischen Anschauungswelt.

Eine mögliche Erklärung könnte im Wechsel der Optik liegen. Mikro- und Makrobereichen ist gemeinsam, daß sie scheinbar an der *Peripherie* des Betrachtungskreises liegen; in beiden gedeihen Anomalien und verhärten sich zu Singularitäten. Doch ist ebendies genauso auch für *intermediäre* »Phasenräume« typisch. Der Gedanke liegt daher nahe, daß beide, strukturell, von *gleicher Art*, das heißt die vermeintlich peripheren ebenfalls Zwischenbereiche sind. Das sollte zumindest aus den Überlegungen folgen:

1. Alle – ob materielle oder ideelle – Größen gehören irgendwelchen Zusammenhängen an; also wäre das auch für Singularitäten zu fordern. Nur solange sie vereinzelt erscheinen, muten sie extrem exotisch an; zum Vergleich: »Ein vollständig isoliertes Molekül zeigt nur quantenmechanische Eigenschaften. Ein den Umgebungseinfluß partiell integrierendes Quasimolekül zeigt auch klassisches Verhalten.«<sup>12</sup>
2. Kein System existiert *per definitionem* allein; es besitzt immer eine Umwelt anderer Systeme, deren Einflüssen es mit unterliegt.<sup>13</sup> Aller-

dings ließe sich aus methodischen Gründen seine quasi hermetische Geschlossenheit fingieren, um ihm »klassisches«, das heißt durch Replikation bestimmtes Regelverhalten zu verleihen und verlässliche Prognosen möglich zu machen. Doch strömte auch dann noch in die »kontrollierten Bereiche stets Unbekanntes ein«, wie der Physiker Henning Genz nicht ohne Bedauern konstatiert.<sup>14</sup>

Nur die Ferne also läßt sozusagen »normale« Übergangsanomalien als quasi-periphere Singularitäten erscheinen und entrückt sie der Erklärung – nicht bloß vorderhand, sondern, mit wachsender Distanz, unter Umständen auch auf immerdar, weil unser Fassungsvermögen eben begrenzt bleibt. So halten es, abermals zum Vergleich, auch Astronomen für wenig wahrscheinlich, »daß wir je all die vielen Faktoren kennen und verstehen lernen, welche die Geschwindigkeit der Erde relativ zu fernen Galaxien bestimmen«.<sup>15</sup> Doch können wir immerhin verstehen, *warum* das so ist.

Ungewöhnliches wächst proportional zur Entfernung. Früher dachte man sich die Randzone der Welt mit bizarren Misch- und Monstergeschöpfen bevölkert, mit Ziegenfüßigen, Zentauren, Halbseitigen, Brustgesichtigen, Mundlosen und »Fußschattnern«, die ihre über die Maßen breiten entenartigen Füße, bequem auf dem Rücken liegend, als Sonnenschirm benutzten. Doch sind Ferne und Fremdartigkeit *relative* Begriffe, zwei komplementäre Aspekte ein und desselben: Sie bedingen einander. Nur in Grenzfällen wird Distanz als räumliche Größe begriffen. Fern kann einem auch der Nächste erscheinen, »so-fern« er sich nur, nach des Betrachters Bedünken, auffallend ungewöhnlich verhält. Erwachsene stehen oft ratlos den Vorstellungen und Verhaltensweisen von Kindern gegenüber und hoffen, daß sie ihnen eines Tages, wenn sie »klüger« geworden und »gereifter« sind, *näherkommen* werden. Jemandem, der sein Dasein mit seiner Hände Arbeit bestreitet, mag, was Philosophen umtreibt, reichlich absonderlich, wenn nicht abwegig erscheinen; aber er könnte bei ihnen in die Lehre gehen (oder auch umgekehrt). Gläubige betrachten hoffnungslos Ungläubige als bedauernswerte Geschöpfe, die entweder nicht imstand oder willens sind, die Wahrheit zu begreifen; sie stehen ihnen »ferner« als Glaubensbrüder in einem anderen Land; gäbe man sich Mühe, könnte man sie vielleicht noch »bekehren«. Angehörige traditioneller Kulturen hielten die Weißen anfangs teils für Erscheinungen aus dem Jenseits (zumal wenn sie über das Meer kamen), teils schlichtweg für verrückt.

Derartige Einstellungen haben allesamt eine deutlich abwehrende *Distanzierstendenz* gemein. Und das erklärt sich daraus, daß sie Folge der allgegenwärtigen *identitätsideologischen Optik* sind, einer Konstante im menschlichen Gruppenverhalten. Sozietäten von überschaubarer Größe mit gewachsenem, stabilem Identitätsbewußtsein, wie das idealtypisch für traditionelle Dorfgesellschaften gilt, tendieren nämlich dazu, die eigene überkommene Lebensweise zu *verabsolutieren*. Sie pflegen sie beharrlich

für das Nonplusultra menschenmöglicher Daseinsverwirklichung, das heißt für höchstmäßig entwickelt, optimal bewährt, richtig, gut und wahr zu halten. Daraus folgt, daß alles, was nicht der Eigenordnung entspricht, was andersartig, »abweichend« und fremdartig erscheint, also grundsätzlich »Auswärtiges«, nur als *minderartig* aufgefaßt werden kann, und zwar proportional zum Maß der Deviation (oder »Entfernung«) – bis hin zur totalen *Inversion*: Fern und fremdartig Lebende werden als *tiernahe Wilde* eingestuft, Kreaturen am Rand der Welt als mißgestaltige Abkömmlinge verunglückter Schöpfungsversuche begriffen. Während im Innern der eigenethnischen mesokosmischen Welt, wo die eigentlichen, »wahren« Menschen wohnen, alles seine geradegefügte, geometrisch klar strukturierte, regelgeleitete Ordnung besitzt, muß das Geschehen *jenseits* davon, in der außenweltlichen Fremd- oder »Exosphäre«, wie gebogen, verkrümmt, asymmetrisch, regellos, ja chaotisch und gleichsam übersät mit »Blasen« von Anomalien erscheinen.<sup>16</sup> Das erklärt auch die genannte Evolutionsfiktion: »Hinter« uns, in der »Urzeit«, waberte noch alles in wogendem Wechsel, bildeten sich Strukturen und Formen erst allmählich heraus; »hier und heute« befinden wir uns auf dem Höhepunkt der Entwicklung; »fern« in der Zukunft dräut uns der Untergang, Ragnarök und das Jüngste Gericht, wenn alle Ordnung sich auflöst, Sterne vom Himmel fallen, die Sonne erlischt, das heißt die Schöpfung sich *umkehrt*, die Welt wieder im uranfänglichen Chaos versinkt – und nichts als *Anomalien*, bezeichnend für die Antiwelt, das Geschehen beherrschen.

Dabei handelt es sich, vom Anbeginn bis zum Weltuntergang, um *dynamische Inversionsprozesse*, die über Äonen von Weltzeitaltern hin *irreversibel* und darum nur anfangs für die Menschen heilsverheißend, ab der Wende aber verhängnisvoll sind. Zwischen den Welten jedoch besteht statisch strukturierte *Inversion* mit gleichsam »regulären« Anomalien in den Übergangs- und Horizontbereichen. Jeder kann sich davon überzeugen – im Traum, während einer ekstatischen Seelenreise, im Delirium oder zu mitternächtlicher Stunde an Neujahr, wenn die Wasser kurzfristig stillestehen, die Tiere wie Menschen sprechen, Bäume sich auf den Weg machen und einander besuchen und sich der Himmel öffnet, so daß man bis tief hineinsehen und unter Umständen selbst die Herrlichkeit Gottes schauen kann.<sup>17</sup>

Außergewöhnliche Erscheinungen waren den Menschen früher nicht fremd; unter bestimmten Voraussetzungen erwartete man sie geradezu. Insofern besaßen sie auch kaum kontingenzen Charakter. Man verstand sie zu deuten und konnte mit ihnen umgehen. Ja unter Umständen suchte man solche Erfahrungen auch ganz bewußt. Dazu war erforderlich, daß man durch rigoroses Fasten und andere Kasteiungen, durch rhythmisches Wiegen, Rezitieren gewisser Formeln, Singen und Tanzen, oft auch den Genuß »bewußtseinsverändernder« Drogen den Körper gleichsam »einschläferte«, das heißt sich in Trance versetzte, um der Freiseele den eksta-

tischen »Ausstieg« zu erleichtern. Das Paradigma dafür lieferte der *Schlaf*, die Vorbedingung zum – hier allerdings ungesuchten – Träumen.

Derartige mit voller Absicht ins Werk gesetzte Seelenreisen waren nicht ohne Risiko. Die Betreffenden mußten die »Technik« beherrschen, wie das Schamanen vermochten, und bereit sein, die *systemwechselbedingten* »Beugungen« bis hin zur Inversion auf sich zu nehmen. Die Seele dematerialisierte, »entschlackte« sich beim Übertritt in die *ganz andere* Welt der Transzendenz, löste sich von der »tragen Masse« ihres Leibes und sah sich konsequentermaßen *außergewöhnlichen* Erfahrungen ausgesetzt. Dazu zählte vor allem ein verändertes Zeiterleben: Mit dem Verlassen der stoffgebundenen Räumlichkeit verflüchtigte sich auch die Zeit, um allmählich in den »Fernen« des Alls in Ewigkeit überzugehen. Schamanen, Märchenhelden, Propheten und Heilige in Entrückungszuständen machen bei ihren Besuchen im Jenseits überall auf der Welt dieselbe Erfahrung: Während sie dort meinten, sich nur für wenige Stunden oder höchstens Tage aufgehalten zu haben, stellen sie bei ihrer Rückkehr fest, daß auf Erden inzwischen eine ganze Nacht, oft Monate und Jahre, ja manchmal Jahrhunderte vergangen sind.<sup>18</sup> Verwandte und Freunde treten ihnen hochbetagt gegenüber oder verstarben bereits vor langer Zeit, so daß sich kaum noch jemand an ihre Namen erinnert. Sie selbst dagegen scheinen nur kaum gealtert: Die Zerdehnung und zunehmende Verflüchtigung der Zeit im Jenseits verlangsamt – entsprechend dem Dilatationseffekt der Einsteinschen Relativitätstheorie, demzufolge die Uhren im All »langsam gehen« – den Alterungsprozeß, bis er zuletzt, bei den ewigen Göttern, vollends zum Stillstand kommt.<sup>19</sup>

Wer damit und den Gesichten, die er hatte, nicht fertigwird, verliert, wenn er zurückkehrt, den Verstand. Geübte wie Schamanen wissen kontrolliert damit umzugehen. Sie wechseln die Grenzen nach Belieben und immer nur kurz, so daß kaum etwas von ihrer Verwandlung »haften« bleibt. Während sie »drüber« sind, können sie, wie Ahnen und Götter, rückwirkend auf die diesseitige Welt *Außergewöhnliches*, unter Umständen Wunder, wirken – beispielsweise unfruchtbaren Frauen zu Kindern verhelfen oder Todkranke heilen. Hexen und Schadenszauberer aber besitzen die Fähigkeit, die Verkrümmung beim Wiedereintritt ins Diesseits zu glätten, nur begrenzt. Sie nehmen zunächst die Gestalt spezifischer Tiere an. Hexen erscheinen bekanntlich – und nicht allein in Europa – bevorzugt als *schwarze* Katzen, Zauberer verkörpern sich in größeren Raubtieren, in Wölfen, Tigern und Jaguaren, oder treten ihren Opfern, wie auf dem melanesischen Eiland Sabarl, als theriomorphe Monster mit langem filzigem Haar, spitzen Krallen und lappig hängenden Ohren gegenüber.<sup>20</sup> Denn anders als die Schamanen können sie ihr außergewöhnliches Wirkvermögen nur von diesseits der Grenze her entfalten. Die *Nacht* ist die geeignete Zeit dazu. Darin entsprechen sie den erdnahen Unheilsgeistern. Auch diese materialisieren sich, wenn sie auf Menschen aus sind,

entweder in *vorgetäuschter* Schönheit als »berückend« verführerische Männer und Frauen (wie Nixen z.B.) oder mal als furchterregende Tiere, mal in seltsam *verformter*, mißwüchsиг-monströser Gestalt: als bucklige Wurzelzwerge mit feuersprühendem Blick, grobschlächtige kannibalische Riesen und alte, *gebückte*, runzelhäutige und hakennasige Frauen von abstoßender Häßlichkeit, die langgezogenen ledernen Brüste über die Schultern geschlagen.

Götter dagegen zeigen sich den Menschen sichtbar nur kaum mehr, vielleicht noch im Traum. Tun sie es bei Tag, dann inkognito. Ihrer Nähe wird man sich gewöhnlich erst nachträglich bewußt, wenn der Begegnung mit einem notleidenden Unbekannten, dem man Beistand gewährte, eine unerwartete Segnung, beziehungsweise, wenn man ihn abwies, ein Schicksalsschlag folgte.

Heute, in unserer »entzauberten« Zeit, wandeln weder Geister noch Götter unter den Menschen. Die Irdischen sind unter sich. Alles geschieht nachvollziehbar »rational«, Gutes wie Böses. Die Gründe für beides liegen auf der Hand; man kann sie benennen und das Geschehene entsprechend belobigen oder verurteilen und bestrafen. So begibt sich zum Beispiel, daß reingläubige Gelehrte ihr Flammenauge auf Parapsychologen richten, die sich im Grenzbereich der geklärten Wissenschaftswelt mit »Irrationalem« befassen. Doch ihr Los scheint besiegelt. Echte Endzeitstimmung greift um sich. Denn jene nahen mit erhobenem Schwert, um zu richten; einige milder Gestimmte vielleicht auch, um aufzuklären und heimzu führen, die umzudenken bereit sind. Ihrer eschatologischen Selbstbestimmung gemäß bedürfen die Heilsträger des Fortschritts der Vermummung nicht mehr. Anders als Götter offenbaren sie sich unmittelbar. Anomalien, die ihrem szientifisch gestählten Besen widerstreben, werden, wie Kehricht, dem Orkus der Unwissenheit übergeben.

Aber es bleibt trotz allem der weiche Boden in den Grenzgründen der vielfältig verschachtelten Systemaufbauten, in dem zu forschen wie zu richten schwerer fällt; zumal, wenn man nur von *einer* Ordnungsetage aus seine Grundgesetze erläßt. Teils halten auch Parapsychologen dort noch einen Fuß in der Tür, nur zu gern bereit, mit den Konventionalisten drinnen zu koalieren. Doch dann schläge die Tür hinter ihnen zu – und ihre schillernde Suite aus Medien, Wahrträumern, Zwiegesichtigen, Geistheilern und »Sensitiven« würde mit dem Aufzug in die Tiefe stürzen. Denen aber, die sich oben hielten, in der Hoffnung, mit eingelassen zu werden, widerführe unter Umständen Analoges. Langjährige Erfahrung lehrt jedenfalls, daß »Paragnosten« in genau dem Maße, in dem sie sich mit ihrer »professionellen« Rolle identifizieren, die Gabe zu spontanen »außersinnlichen Wahrnehmungen« einbüßen. Die Routine führt »zum Verlust ihrer wie immer auch gearteten paranormalen Sensitivität«.<sup>21</sup>

Anomalien sind Grenzbereichs-, also Übergangsphänomene. Jede Art von Festlegung kann ihnen daher qualitativ nur *konträr* sein; Versuche,

sie zu »routinisieren«, müssen sie konsequentermaßen auslöschen. Es bleibt nur die Möglichkeit, sie bei der eigenen Wurzel zu packen, das heißt den Verständniszugang über ihre grundsätzlich unbestimmte und instabile, polysystemisch oszillierende, fluktuierende Grenzbereichsnatur zu suchen.

Systeme stellen *artifizielle* Gebilde dar; sie verdanken ihre Entstehung menschlicher Setzung. Ihre Schöpfer schreiben ihnen klarkonturierte, *feste Grenzen* zu, wie sie die Natur nicht kennt.<sup>22</sup> Das impliziert Momente kultureller, speziell situativer Bedingtheit: Ich kann mein Gegenüber als Vater oder Fußballfreund, einen Knochen als Teil des Mandibularbogens oder Reliquie betrachten. Derartige Festlegungen dienen der besseren Orientierung *im System* und dem verlässlicheren Umgang mit Natur, Kultur und Gesellschaft. Systemmarkierungen entsprechen gewissermaßen der Inbesitznahme und Kultivierung von Territorien. Sie grenzen »jungfräuliches« Land aus der Umwelt aus und konstituieren dort Regeln, nach denen sich fürderhin das Zusammenleben bestimmen und demgemäß probate Voraussagen für die Zukunft treffen lassen.<sup>23</sup> Das gilt gleichermaßen für das Alltagsverhalten als auch die Wissenschaft, die es nur um einiges genauer damit nimmt.<sup>24</sup>

Mit jeder Systemsetzung aber wird nicht nur anderes ausgegrenzt, sondern auch *kreiert*. Ob durch Teilung oder Vervielfältigung: stets entstehen im Umfeld neue Systeme mikro- wie makroskopischer Dimensionierung.<sup>25</sup> Das verursacht uns mitunter gemischte Gefühle: Der Blick nach »draußen« verwirrt; das Bedürfnis wächst, sich um so sicherer im Innern einzuhauen, indem man alles ordentlich zurechtrückt, die Orientierungskonturen härtet, Regeln schmiedet und die Mauern höher zieht. Je weniger Störendes durchdringt, desto wohlfühliger das Behaustheitsempfinden. Man *versteht*, was sich in der eigenen »dörflichen« Endowelt vollzieht; die Dinge *wiederholen* sich, es herrschen Verhältnisse, die *rational nachvollziehbaren* Kriterien folgen. Ungewöhnliches wird entsprechend auf *exogene* Impulse oder Nachlässigkeiten bei der Systemkonstituierung zurückgeführt. Ordnungshärte tilgt Anomalien aus.

Die nähere Umwelt trägt demgegenüber bereits irritierend »schillernde« Züge; doch mutet das meiste durchaus noch vertraut an. Man darf annehmen, daß die im eigenen Innern das Geschehen regulierenden Gesetze auch dort ihre Gültigkeit besitzen. Newtons Entdeckungen »erweckten den Anschein, als könnte *alles* in mathematischen oder mechanischen Begriffen beschrieben werden«.<sup>26</sup> Wo sich Unebenheiten zeigen, greift die Wissenschaft ein, korrigiert, schleift ab, hobelt, richtet gerade oder löscht aus, nimmt Brachland in Kultur, gewinnt dem gerodeten Boden des eigenen neuen, koloniale Territorien hinzu. »Die Urteile der Naturwissenschaften«, räumt einer ihrer renommierertesten Vertreter, der Physiker Hans Primas, bemerkenswert selbstkritisch ein, »klingen rational, weil ihre irrationalen Elemente nicht erwähnt werden. Nur indem sie

das ›Irrationale als nicht dazu gehörend deklariert‹ und aus den öffentlichen Diskussionen ausschließt, kann die Naturwissenschaft die Realität rationalisieren.«<sup>27</sup>

Was weiterab liegt, entzieht sich, zunächst jedenfalls, noch dem Zauberstab der Naturwissenschaften. Schweift unser bieder-bäuerliches Auge einmal über die Feldflur hinaus, dorthin, wo Busch und Wald beginnen, rückt zunehmend Unvertrautes ins Blickfeld. Da es anderen Zusammenhängen entstammt, lässt es sich schwerlich zur eigenen Ordnungswelt »kausal« in Bezug setzen – es sei denn, man böge es eben paßförmig zurecht.<sup>28</sup> Wenn ethnische Einheiten in Händel miteinander geraten, entscheiden über den Sieg nicht nur die besseren Waffen, List und eherner Mannesmut, sondern auch die Götter zu Häupten der Kämpfer. Die triumphierende Gruppe bestimmt in ihrem Namen, wie die Welt fortan zu verstehen, wie die Pontius Pilatus-Frage allein zu beantworten ist.

Tragen die Kreuzritter der neuzeitlichen Gelehrtenenschaft, die sich kompromißlos den klinischen Idealen der »Wissenschaftshygiene« verschrieben haben, den Sieg über die Ungläubigen davon, breitet sich »Aufklärung« aus – die Strahlen allerdings gebündelt nach dem Linsenschliff der szientifischen Okulare. Denn auch Gelehrte eines Fachs, einer Disziplin oder »Schule« bilden eine Art Population, die der gut ethnozentrischen Neigung erliegt, ihre Errungenschaften zu generalisieren. Dies monierte bereits Plutarch (ca. 46-120 n. Chr.) bei den Geographen seiner Zeit. Sie pflegten, führt er im *Theseus* (c. 1) aus, auf ihren »Erddarstellungen das, was sich ihrer Kenntnis entzieht, an den äußersten Rand ihrer Karten zu drängen und Erklärungen hinzuzufügen wie: ›was jenseits davon liegt, ist Sandwüste und voll wilder Tiere‹ oder ›unzugänglicher Morast‹ oder ›skythisches Schneegefilde‹. Der japanische Epistemologe Magoroh Maruyama prägte für diese Art Optik den Terminus »Akademozentrismus«.<sup>29</sup> Hans Albert, Wissenschaftstheoretiker und Vertreter des Kritischen Rationalismus, ist (ethno- wie ethologisch begründetermaßen) überzeugt, das hänge »ohne Zweifel mit der Institutionalisierung wissenschaftlicher Disziplinen zusammen«, die zu einer Art »Revierverhalten« führe und die Intention zur Folge habe, »jeden Versuch, mit den Ideen und Methoden einer anderen Disziplin in dieses ›Revier‹ einzubrechen, von vornherein als Anmaßung zu beurteilen und daher zurückzuweisen«<sup>30</sup> – oder auch, wie man erfahrungsgemäß ergänzen darf, als »unwissenschaftlich« zu brandmarken. In Übersichtswerken zur Geschichte des eigenen Fachs wird gelegentlich der Erfolg der gerade »tonangebenden« Schule (sofern ihr jedenfalls der Verfasser selbst angehört) gewissermaßen als Sieg der Kinder des Lichts über die Kinder der Finsternis beschrieben.<sup>31</sup> Gestandenen Rittern des Rationalismus können dann Geistergesichte und psychokinetische Effekte gleichsam als bloße Luftspiegelungen über skythischem Schneegefilde erscheinen.

Richtet man seine Aufmerksamkeit konzentriert auf nur *einen* Zusammenhang, wird man für anderes außerhalb blind; seine Konturen

verschwinden, es sinkt ab ins Dunkel der Unkenntlichkeit. Doch was man nach der einen Seite hin fortbläst, trägt einem der Wind unter Umständen von der anderen wieder zu. Die Setzung von Systemen konstituiert mit Notwendigkeit nicht nur andere seitlich wie ober- und unterhalb, sondern läßt in den Grenzbereichen dazwischen immer auch Raum für Widergewöhnliches, für »Anomalien«, seien es »Scheinsingularitäten«<sup>32</sup> oder exotische »Abstrusitäten« wie Unterkiefer als magische Kraftreservoir, Poltergeister und Hexen, die nächtlicherweile in Gestalt schwarzer Katzen friedlich Schlafenden das Leben entziehen.

Je mehr Systeme, desto reicher die Ernte. Auf der einen Seite seilen wir uns gleichsam ab in die Nanostrukturen der Mikrowelt, in der hinter jeder der zahllosen Ecken und Biegungen boshaftes Teufelchen lauern, um uns in die Irre, in die dunklen Fluchten immer neuer labyrinthischer Zaubergärten zu locken. Auf der anderen Seite zwingt uns die Annahme, daß sich das Weltall insgesamt aus wechselwirkender Materie zusammensetzt, zu der Schlußfolgerung, daß es sozusagen ein »Umsystem« geben muß, das entsprechend *immaterieller* Natur ist, das heißt die Inversion des empirisch wahrnehmbaren Universums darstellt – jene Welt, wo der allwissende und allmächtige Gott wohnt, gleichsam die Apotheose des Irrationalen.